

»Für eine neue Realität braucht es eine andere Sprache«

Édouard Louis im Gespräch mit Thomas Ostermeier

Édouard Louis (*1992 in Hallencourt, Frankreich) ist seit der Veröffentlichung seines Debütromans »Das Ende von Eddy« (»En finir avec Eddy Bellegueule«, 2014; dt. 2015), in dem er von seiner Flucht aus dem homophoben, proletarischen Milieu seiner Kindheit und Jugend berichtet, zu einer der wichtigsten neuen Stimmen der internationalen Gegenwartsliteratur geworden. Gemeinsam mit den Philosophen und Soziologen Didier Eribon und Geoffroy de Lagasnerie gehört er einem Kreis französischer linker Intellektueller an, der Kritik an den vorhandenen gesellschaftlichen Machtverhältnissen in Frankreich übt. 2018 wurde sein neues Buch »Qui a tué mon père« (»Wer hat meinen Vater getötet«) in Frankreich veröffentlicht. Die Bühnenadaptation seines zweiten Romans »Im Herzen der Gewalt« (»Histoire de la violence«, 2016; dt. 2017) kam im Juni 2018 an der Schaubühne in der Regie von Thomas Ostermeier zur deutschsprachigen Erstaufführung. Im Rahmen der Endproben, die Édouard Louis begleitete, traf er Thomas Ostermeier zu diesem Gespräch.

Thomas Ostermeier: In einem Interview, das wir gemeinsam dem Tagesspiegel gegeben haben, sagst du am Ende, es brauche eine andere Linke als die der letzten Jahre. Wie siehst du diese pluralistische, antihomophobe, antirassistische und antisexistische Linke? Und hat ein Teil der Linken immer noch ein altes Bild im Kopf, wenn sie von der Arbeiterklasse sprechen?

Édouard Louis: Lass mich mit einer Anekdote antworten: Vor ein paar Tagen habe ich zusammen mit Geoffroy de Lagasnerie an der Seite von Assa Traoré demonstriert – einer schwarzen Frau, deren Bruder vor zwei Jahren in Frankreich von der Polizei getötet wurde. Seitdem führt sie einen Kampf gegen die Gewalttätigkeit der Polizei, gegen die Tatsache, dass die Polizei in Frankreich regelmäßig Araber und Schwarze umbringt. In Frankreich hat sich in letzter Zeit eine Bewegung gegen Macron und gegen soziale Gewalt entwickelt. Und Assa Traoré hat gesagt: »Ich gehe an der Spitze des Zuges.« Damit wollte sie sagen: Ihr seht es ja, es gibt Gruppen und Bewegungen, die immer spontan in der ersten Reihe der Demonstrationen marschieren, und andere, die nie dort zu finden sind. Warum gibt es manche Kämpfe, bei denen man nicht um Erlaubnis fragt, wenn man sich an die Spitze stellt, und warum sollten wir, weil wir Schwarze sind, weil wir aus den Banlieues und den Arbeitervierteln kommen, um die Erlaubnis bitten, an der Spitze zu gehen? Der Kampf gegen Polizeigewalt und gegen Formen des Rassismus ist heute innerhalb der Linken ebenso wichtig wie jeder andere Kampf. Man braucht

nicht um Erlaubnis zu fragen, um sich an die Spitze zu stellen.

TO: Und ihr beide seid aus Solidarität mit ihnen an der Spitze des Demonstrationzugs gelaufen?

UNSERE EIGENEN KÄMPFE STEHEN IMMER IM MITTELPUNKT UNSERES LEBENS.

ÉL: Richtig. Ich habe zusammen mit Geoffroy einen Text in »Le Monde« veröffentlicht. Darin haben wir erklärt, dass wir diese Initiative der Gruppe »Vérité et Justice pour Adama« (»Wahrheit und Gerechtigkeit für Adama«) unterstützen. So heißt das Komitee, das Assa Traoré gegründet hat, nachdem Polizisten ihren Bruder umgebracht hatten. Und wir haben gesagt: »Wir unterstützen, dass die Linke heute Probleme in den Mittelpunkt stellt, die man vorher bei den Kämpfen nicht berücksichtigt oder als zweitrangig angesehen hat.« Zum Beispiel: Als Assa Traoré bekanntgab, dass sie sich an die Spitze des Demonstrationzugs stellen würde, haben Leute, die auf traditionellere Weise zur sozialen Bewegung in Frankreich gehören, Vertreter der Parteien und Gewerkschaften, zu ihr gesagt: »Bloß nicht! Es geht um einen allseitigen Kampf. Man darf sich nicht in Partikularkämpfen wie den hier verzetteln, sonst verlieren wir.« Als wäre für einen Schwarzen der Kampf, bei dem es um Leben oder Tod geht – darum, nicht von der Polizei umgebracht zu werden –, kein entscheidender Kampf. Für uns, Geoffroy und mich, ist es sehr wichtig, dass wir hinter Assa Traoré

stehen. Es bedeutet, dass man im Diskurs der Linken solche Kämpfe in den Vordergrund rückt, die stets als peripher angesehen werden. Schließlich stehen unsere eigenen Kämpfe immer im Mittelpunkt unseres Lebens.

TO: Das heißt, der Kampf gegen Polizeigewalt, gegen Rassismus und soziale Ungerechtigkeit, der vor allem die zweite Immigrantengeneration betrifft, die unter schwierigen Bedingungen und in Armut überwiegend in den Banlieues wohnt. Dazu kommt die reale Situation in den Gefängnissen Frankreichs und der ganzen übrigen Welt, wo ein beträchtlicher Anteil der Häftlinge Einwanderer der zweiten Generation sind.

ÉL: Ja. Eine sehr maßgebliche Erscheinung, die sich heute mit der Persönlichkeit Assa Traorés verbindet, besteht auch darin, dass sie diese Kämpfe zum Anlass nimmt, um unsere Denkmuster und Konzeptionen des Kampfes erneut zu überprüfen, ebenso die Art und Weise, wie man geografisch ausgegrenzt werden kann, z.B. die Tatsache, dass in Frankreich die schwarze und arabische Bevölkerung meistens in den Banlieues und Arbeitervierteln leben. Das versuche ich auch in meinen Büchern darzustellen, wobei ich von einer anderen Welt ausgehe, der Welt der ländlichen weißen Arbeiterklasse, der Welt meiner Kindheit. Wenn ich über dieses Milieu spreche, versuche ich außerdem, über die Benachteiligung von Frauen, über Homosexualität und Rassismus zu sprechen. Diese Probleme wurden lange Zeit verschwiegen, wenn man von der Arbeiter-

klasse sprach. Wenn man nämlich von Homophobie und männlicher Vorherrschaft in der Arbeiterklasse spricht – wie in der Welt meiner Kindheit, wo die meisten die Schule mit 15 Jahren abgebrochen haben und wo die Leute nichts zu essen hatten –, wird einem gesagt: »Du stigmatisierst die Arbeiterklasse, wenn du ihr Homophobie unterstellst.« Wenn man hingegen sagt: »Charlottenburg ist frauenfeindlich und männlich dominiert«, werden euch alle lebhaft zustimmen.

TO: Wenn man das in Deutschland ausspricht, würde niemand sagen: »Du stigmatisierst die Arbeiterklasse.« Es geht, glaube ich, eher um eine französische orthodoxe Linke, die so argumentiert.

ÉL: Diese Art Kritik habe ich aber auch in Lateinamerika, Norwegen und den Vereinigten Staaten gehört. In Norwegen gibt es sogar einen Essayisten, der aus diesem Grund ein Buch gegen mich geschrieben hat. Meiner Ansicht nach ist dieser Diskurs von der kapitalistischen Ideologie manipuliert. Demzufolge müsste man zeigen, dass die Leute bestimmte Verdienste aufweisen. Dies ist eine der maßgeblichen Grundlagen des Kapitalismus: die Verdienstideologie. Damit man also für die Arbeiterklasse kämpfen kann, muss man zeigen, dass sie gut ist und dass sie es verdient, dass man für sie kämpft. In meiner Kindheit gab es Homophobie, in meiner Kindheit gab es männliche Vorherrschaft, gab es einen objektiven Rassismus. Dort, in dem Dorf, in dem ich aufgewachsen bin, wählen beinahe 60 Prozent der Leute den Front National. Doch das ändert nichts daran, dass ich dafür kämpfen möchte, dass meine Mutter und mein Vater ein besseres Leben haben.

TO: Man muss auch hinzufügen, dass ein gewisser Teil dieser Frauenfeindlichkeit und dieses Rassismus mit der Prekarität zu tun hat, damit, dass Menschen unter hoffnungslos ärmlichen Verhältnissen leben. Dann muss man sich eben andere suchen, auf die man herabschauen kann. Bei weniger sozialer Ungerechtigkeit gäbe es in diesem Sinne vielleicht auch weniger Rassismus und Frauenfeindlichkeit. Was hältst du von dieser Rechnung?

ÉL: Genau das meine ich. Es geht um eine doppelte Bewegung: dass man einerseits von Homophobie und männlicher Vorherrschaft spricht, aber gleichzeitig versucht, eine Genealogie, eine

Geschichte dieser Gewalt zu entwerfen. Pierre Bourdieu sagt, man nehme der Arbeiterklasse alles – den Zugang zur Kultur, den Zugang zum Geld, zu den Stadt- und Kulturzentren. Das einzige, was man ihnen lasse, sei der Körper. Und dann darf man sich nicht wundern, wenn aufgrund dieser Enteignung eine Ideologie des Körpers und der Stärke, also der Maskulinität und damit der Macht entsteht ...

TO: ... und damit der Frauenfeindlichkeit.

SEHR LANGE HAT MAN LIEBE UND POLITIK IN EINEN TOPF GEWORFEN.

ÉL: ... die sich auf Frauenfeindlichkeit und Homophobie auswirken kann. Wir alle tun das. Aus dem, was wir haben, entwickeln wir eine Ideologie, für die letztlich immer die Herrschenden verantwortlich sind, weil eine Enteignungssituation besteht: Insbesondere die Enteignung durch das Schulsystem, die bewirkt, dass es einem schwerer fällt, der Welt gegenüber offen zu sein und Zugang zur Wahrheit zu haben. Die von den Herrschenden erzeugte Gewalt erzeugt eine Form der Gewalt im Körper der Beherrschten, für die die Herrschenden verantwortlich sind. Doch es gibt ein weiteres wichtiges Element, das oft vernachlässigt wird: Sehr lange hat man Liebe und Politik in einen Topf geworfen. Man stellte Liebe und Politik auf die gleiche Stufe – wenn man sich anschaut, wie Genet oder Pasolini oder auch die großen kommunistischen Parteien der 50er Jahre, die Französische KP, die Italienische KP, von der Arbeiterklasse sprechen. Für die Arbeiterklasse zu kämpfen, bedeutete, sie zu lieben, das heißt also nachzuweisen, dass diese Leute die Besseren sind. Dabei kann mein Vater ebenso dumm, gewalttätig und homophob wie irgendein Bourgeois sein. Ich versuche ja gerade, diese ständige Verbindung von Liebe und Politik aufzubrechen. Ich möchte für Häftlinge kämpfen, und trotzdem weiß ich, dass Häftlinge nicht immer sympathische Menschen sind. Wie ich in meinem Buch beschreibe, waren mein Cousin und mein Großvater im Gefängnis, und es gab viel Homophobie, viele unterschiedliche Formen der Gewalt. Ich möchte für Menschen kämpfen, ohne mich zu fragen, ob ich sie liebe oder nicht.

TO: Gibt es Leute in deiner Familie oder in diesem kleinen Dorf, in dem du aufgewachsen bist, die sich bewusst sind, dass du für sie kämpfst?

WIR SUCHTEN VERZWEIFELT NACH EINER SPRACHE, UM ÜBER UNSERE LEIDEN ZU SPRECHEN.

ÉL: Ich denke schon. Mein Vater zum Beispiel. Allerdings fällt es ihm schwer, meine Bücher zu lesen, weil er nie die Möglichkeit hatte zu lesen. Aber er spürt, dass es plötzlich einen Diskurs gibt, der von ihm spricht. Und das verändert ihn. Mein Vater und ganz allgemein die Leute, die zur Klasse meiner Kindheit gehören, litten unter den objektiven Bedingungen, die Armut, Fabrik, Supermarktkassen und Langeweile mit sich brachten ... Und wir suchten verzweifelt nach einer Sprache, um über unsere Leiden zu sprechen. Nun hatten wir aber den Eindruck, dass nur die äußerste Rechte von unseren Leiden sprach. Und darum sagte meine Mutter ständig, was auch die Mutter von Didier Eribon gesagt hat: »Nur der Front National interessiert sich für uns.« Der französische Schriftsteller Pierre Bergounioux hat die Idee formuliert, dass der Unterschied zwischen Herrschenden und Beherrschten auch darin besteht, dass die Herrschenden zweimal existieren. Sie existieren nicht nur durch ihren Körper, wenn sie laufen, sprechen, mit jemandem schlafen oder essen. Sie existieren außerdem ein zweites Mal in der Literatur, im Theater. Jemand wie mein Vater empfindet das als ungerecht: Warum existiere ich nicht ein zweites Mal? Er wollte ein zweites Mal existieren, diese zweite Existenz in der Welt der Repräsentation haben und ihm fehlte so sehr eine Darstellung seiner Welt und seiner Klasse, ganz gleich, ob in Politik, Kunst oder Literatur. Tatsächlich gibt es ganz viele Filme und Bücher, in denen es um die Arbeiterklasse geht, doch oft gehen sie derart weit an der Realität vorbei, dass dies nur eine andere Art ist, sie zu ignorieren.

TO: Annie Ernaux ist ein positives Beispiel, wie man in der Literatur von der Arbeiterklasse sprechen kann. Das Gleiche gilt für die Filme der Brüder Dardenne.

ÉL: Ja. Oder Ken Loach ... Was mich beeindruckt hat, als ich Annie Ernaux oder Didier Eribon gelesen habe: Sie haben mir das Gefühl gegeben, dass es erlaubt ist, über die Arbeiterklasse zu sprechen. Ich habe mir gesagt: »Das ist möglich.« Denn zunächst fällt einem die Erkenntnis schwer, dass man das Recht dazu hat. Was mich gleichzeitig unmittelbar beeindruckt hat, war, dass Annie Ernaux über-

haupt nicht zu meiner Welt gehörte. Sie war die Tochter der Besitzerin des Dorfladens und in meiner Familie sah man die Lebensmittelhändlerin als eine Großbürgerin an. Meine Mutter sagte immer: »Die zahlt Großvermögenssteuer!« Diesen Ausdruck gibt es im Französischen nicht einmal, normalerweise heißt das »Vermögensteuer«. Die Menschen in meinen Büchern sind wirklich die, die Marx als »Lumpenproletariat« bezeichnet hat. Das sind keine Arbeiter. Mein Vater hat sehr schnell in der Fabrik aufgehört, weil er einen Unfall hatte. Da war er 35 Jahre alt. In dieser Welt war zum Beispiel das Gefängnis etwas ganz Alltägliches. Und selbst Didiers Eltern hätten wir als privilegiert angesehen, weil sie Arbeiter waren, während wir nur von Sozialhilfe lebten.

TO: Hältst du es für wichtig, dass du in diesem politischen Kampf Verbindungen zu deinem Dorf hast, mit der Klasse, aus der du kommst, einen Dialog, Bündnisse und Solidarität, damit man eines Tages gemeinsam auf die Straße geht?

WIE ÄNDERST DU DIE WELT, WENN SICH DIE LEUTE IHRES LEIDENS SCHÄMEN?

ÉL: Das ist schwierig. Das macht das, worüber wir vorhin gesprochen haben, noch einmal komplizierter. Meine Familie fühlt sich vertreten in dem, was ich sage, doch zugleich erkennt sie sich darin nicht wieder. Als ich »Das Ende von Eddy« und »Im Herzen der Gewalt« veröffentlicht habe, hat meine Mutter zu mir gesagt: »Warum sagst du, dass wir arm sind?« Merkwürdigerweise hat sie damit genau dasselbe gesagt, wie Didiers Mutter nach der Veröffentlichung von »Rückkehr nach Reims«. Dabei haben sie einen Altersunterschied von 40 Jahren und sie haben nicht in derselben Region gelebt. Wenn ich die von der Armut verschuldete Situation anprangere, erkennt sich meine Mutter darin nicht wieder, weil sie sich des Leidens schämt. Damit ergibt sich ein größeres politisches Problem: Wie änderst du die Welt, wenn sich die Leute ihres Leidens schämen? Genauso verhielt es sich, als ich Eddy Bellegueule war, man mich in der Schule anspuckte und »Schwuchtel« nannte. Das sagte ich den anderen nicht, weil ich mich dafür schämte, beschimpft zu werden und zu leiden. Also wird dieses Problem des Bündnisses sofort sehr kompliziert, denn die Wahrheit zu sagen, bedeutet

immer, eine Form der Gewalt zu erzeugen, weil die Menschen nicht die Realität sehen wollen, der sie gegenüberstehen.

TO: Fühlen sie nicht in ihrem Leben, ihrem Körper und ihren Emotionen, dass es eine gewisse Wahrheit in dem gibt, was du sagst? Wenn man ihren Alltag betrachtet: deine Schwester, oder dein Vater, der mit 35 Jahren aufgehört hat zu arbeiten ...

ÉL: Ja, selbstverständlich fühlen sie das. Meine Mutter fühlt es im tiefsten Innern. Sie spürt den Hunger an den Tagen, an denen sie sich kein Essen leisten kann. In meiner Kindheit kam es sehr oft vor, dass meine Mutter sagte: »Heute Abend haben wir nichts zu essen.« Und dann aßen wir nicht. Weißt du, es gibt eine schöne Idee des Philosophen Pascal: Wir alle kennen die Wahrheit über unser Leben, und die Geschichte unseres Lebens ist ein Kampf gegen eine Wahrheit, die man eigentlich kennt. In diesem Sinne gab es in der Reaktion meiner Mutter ein sehr pascalsches Element. Natürlich weiß sie es, und gerade weil sie es weiß, leugnet und bekämpft sie es. Wenn man versucht, etwas über die Gewalt vorzubringen, bekommt man es damit zu tun, dass die Leute, für die du kämpfen willst, versuchen, sich vor der Wahrheit zu schützen. Und dann wird es selbstverständlich noch schwerer, die Verbindung aufrechtzuerhalten, weil ich aus dem Dorf, in dem ich aufgewachsen bin, vor zehn Jahren fortgegangen bin. Und in zehn Jahren hat sich die Welt, in der ich aufgewachsen bin, ungeheuer verändert.

TO: Du bist also mit 15 Jahren fortgegangen?

ÉL: Ja. Ich habe nachts in einer Bäckerei in Amiens gearbeitet. Mit 15 Jahren konnte ich noch keine eigene Wohnung haben. Also wohnte ich bei meinem besten Schulfreund. Ab und zu musste ich am Wochenende zu meinen Eltern heimfahren, allerdings so selten wie möglich. Und gleich nachdem ich 16 wurde, konnte ich eine richtige Wohnung bekommen. Ich arbeitete am Theater, im Kulturzentrum von Amiens, wo ich Eintrittskarten abriß. Und in manchen Nächten und während mancher Sommerferien arbeitete ich in Ferienlagern oder einer Bäckerei.

TO: Und in Amiens bist du Didier Eribon begegnet.

ÉL: Ja, wir sind uns dort begegnet.

TO: Weil er Professor an der Universität von Amiens war, und du bei ihm studiert hast?

DA WIR UNS VON DER KULTUR ZURÜCKGEWIESEN FÜHLTEN, WIESEN AUCH WIR SIE IM GEGENZUG ZURÜCK.

ÉL: Nein. Ich habe Geschichte studiert. Aber ich wollte sein Student werden. Also bin ich zu seiner Lehrveranstaltung gegangen und habe gesagt: Jetzt will ich mit Soziologie anfangen. Eine Zeit lang habe ich beides studiert und danach habe ich vollständig zur Soziologie gewechselt. Bis zum Alter von 17 Jahren habe ich wirklich nie, nie, nie gelesen. Ich hatte »Harry Potter« gelesen, was für mich in meinem Leben sehr wichtig war, außerdem »Juste la fin du monde« (»Einfach das Ende der Welt«) von Lagarce, weil wir es im Gymnasium spielen mussten. Allerdings las ich nur die Szenen, an denen ich beteiligt war ... In meiner Kindheit hatte ich ein bestimmtes Verhältnis zur Kultur übernommen und zwar ein Verhältnis des Misstrauens. Da wir uns von der Kultur zurückgewiesen fühlten, wiesen auch wir sie im Gegenzug zurück.

TO: Im Gegensatz zu Didier. Denn er hat sehr früh mit dem Lesen begonnen.

ÉL: Sehr früh. Und noch einmal: Ich denke, dass dies eine Frage des Milieus ist. Tatsächlich komme ich aus einem ganz anderen Milieu als Didier. Natürlich findet man Herrschaftsmechanismen wieder, Elemente der Armut, der sozialen Demütigung und eine sehr früh zerstörte Gesundheit, trotzdem gibt es viele Unterschiede. Doch es gibt einen Klassenrassismus, der darin besteht, die Arbeiterklasse genauso zu uniformieren, wie der unmittelbare Rassismus ganz Afrika oder ganz Asien uniformiert. So wie meine Mutter jeden als »Schlitzauge« bezeichnet, der asiatisch aussieht. Diese Art, die Unterschiede zwischen den Menschen zu verwischen, ist eine Art von Klassenrassismus.

TO: Also hast du als Siebzehnjähriger dann mit dem Lesen angefangen.

ÉL: Ja, mit 17 habe ich mit dem Lesen angefangen, denn wenn wir in meiner Kindheit ein Buch sahen, haben wir es gehasst. Es war wie die physische

Erscheinungsform eines Lebens, das man nie führen würde: das Leben derjenigen, die lesen können, die Zeit und Möglichkeiten zum Lesen haben.

Wir verabscheuten, was uns zuvor verabscheut hatte. Die Kultur hatte uns immer verabscheut ...

TO: Die Eltern meiner Mutter haben ihr in der Kindheit verboten zu lesen. Obwohl das ein kleinbürgerliches Milieu war. Mein Großvater und meine Großmutter haben in Metz gearbeitet, bei einem jüdischen Arzt. Er war Chauffeur dieses Arztes, und sie war Putzfrau in dessen Haushalt. Und sie haben meiner Mutter verboten zu lesen. Weil das ein Kennzeichen der Bourgeoisie war, ein Kennzeichen von Leuten, die Zeit zum Lesen haben, anstatt zu arbeiten. Lesen war Zeitverschwendung. Das klingt wie das, was du erzählst.

ZU EINEM BESTIMMTEN ZEITPUNKT HABE ICH VERSTANDEN, DASS ICH NICHT IM MILIEU MEINER KINDHEIT WÜRDIG LEBEN KÖNNEN.

ÉL: Ja. Für meine Eltern war Lesen so etwas, als ginge man ins feindliche Lager der Aggressoren über. James Baldwin erzählt in seinem Buch »The Devil Finds Work« (»Teufelswerk«), dass er aus einem sehr armen schwarzen Harlemer Milieu kommt. Als er anfängt, sich für Kultur zu interessieren, versteckt seine Mutter die Bücher, weil sie plötzlich spürt, dass er sich vielleicht der feindlichen Klasse anschließen wird. Und tatsächlich habe ich zu einem bestimmten Zeitpunkt verstanden, dass ich nicht im Milieu meiner Kindheit würde leben können, dass es wegen meiner Homosexualität zu einem Bruch kommen musste. Trotzdem habe ich zunächst alles dafür getan, dort bleiben zu können und mich anzupassen, aber ich bin gescheitert. Doch einige Abwehrreflexe hatte ich mir im Innern bewahrt. Darum interessierte ich mich nicht für Bücher. Ich blieb ihnen gegenüber immer misstrauisch, was ich von meinem Vater geerbt habe. Gleichzeitig hatte ich mit meiner sexuellen Orientierung zu tun. Ich hatte mich noch nicht geoutet. Darüber redete ich nicht, obwohl ich seit dem Alter von zwei Jahren, nein, von sechs Monaten wusste, dass ich homosexuell bin. Das war für mich nie eine Frage. 17 Jahre lang habe ich es verheimlicht. Ich hatte es immer noch nicht ausgelebt, ich hatte noch keinem Einzigen etwas gesagt. Das heißt ... Mit zehn Jahren habe ich mit mei-

nen Cousins geschlafen. Aber das würde ich nicht als Sexualität bezeichnen.

TO: Und wann kam das in deinem Leben?

ÉL: Eines Tages war ich im Gymnasium mit meinem besten Freund. Seine Mutter war Grundschullehrerin und verfolgte ein wenig das Kulturleben, und obwohl ich lediglich im Gymnasium in Amiens war, erkannte sie deutlich, dass ich so etwas wie einen Bruch mit meinem Milieu vollzogen hatte. Außerdem machten sie sich oft über mich lustig, auf eine nette Art, ohne dass sie bemerkten, wie brutal das war. Mein bester Freund lachte im Gymnasium über meinen Akzent, weil er der Sohn von Grundschullehrern aus der Stadt und ich ein Sohn des Lumpenproletariats vom Lande war. Wenn ich sprach, steckte ich die Hand in die Hose, und dann schüttelten sich alle vor Lachen. Das hatte ich von meinem Vater übernommen.

Und da war meine Homosexualität, die ich weiterhin verheimlichte. Eines Tages sagt diese Frau zu mir: »Gerade ist ein Buch herausgekommen. Es heißt »Rückkehr nach Reims«. Sie sollten es lesen, weil es Ihre Geschichte ist, abgesehen davon, dass der ein »Homo« ist.« Ganz die provinzielle homophobe Mittelklasse, wie die Leute, die Thomas Bernhard vorführt und denen man in »Holzfällen« oder »Alte Meister« begegnet. Zum ersten Mal in meinem Leben, wo ich doch mein Begehren seit 17 Jahren in meinem Körper verborgen hatte, habe ich mir gesagt: Sie gibt mir eine Erlaubnis. Das heißt ja, dass ich das Buch gerade aus dem Grund kaufen werde, den sie mir genannt hat. Mit einem Mal befreite sie mich also von jedem Verdacht, mich, der ich mich meiner Sexualität schämte. Dieses eine Mal ... denn ich wusste genau, dass es Bücher und Filme über Homosexualität gab. Aber ich wäre vor Scham gestorben ...

TO: Aber das war nicht dein erstes Buch nach »Harry Potter«?

ÉL: Doch. Und ein paar Szenen von »Einfach das Ende der Welt«. Außerdem ein paar Szenen Molières und Corneilles, die man uns in der Schule spielen ließ. Aber das ist alles. Ich hatte nichts anderes gelesen.

TO: Das war also eine wirkliche Prägung, nicht wahr?

ICH SAH ZU, WIE MEIN KÖRPER EXISTIERTE, UND MEIN KÖRPER WAR NICHT ICH.

ÉL: Oh ja. Das steckt auch in eurer Fassung von »Im Herzen der Gewalt«. Das Begehren ist etwas derart Starkes. 17 Jahre lang habe ich mein Begehren nicht ausgelebt, konnte es nicht äußern. Wenn du 17 bist, hast du dermaßen Lust, einen Körper zu berühren, mit jemandem zu schlafen. Seit 17 Jahren hatte ich etwas in mir, das laut schrie, das leben wollte. Ich lebte neben mir selbst. Ich sah zu, wie mein Körper existierte, und mein Körper war nicht ich. Es war ein Körper, den ich in Übereinstimmung mit den sozialen Normen der Homophobie bringen wollte. Dann begann ich dieses Buch zu lesen, und es fiel mir sehr schwer, es zu verstehen. Ich verstand die theoretischen Passagen viel weniger, während ich von den Passagen über Homosexualität einiges verstand. Ich wollte es um jeden Preis lesen, und das war hart. Bei jeder Seite weinte ich, weil ich mir sagte: »Ich bin zu dumm. Ich werde es nie verstehen.« In diesem Moment ist etwas mit mir geschehen. Ich habe »Rückkehr nach Reims« in wenigen Tagen fertiggelesen, und ich habe mir gesagt: Ich will, dass das Leben dieses Mannes mein Leben ist. Ich will schreiben, wegfahren, nach Paris gehen. Wirklich, 24 Stunden nachdem ich ausgelesen hatte ...

TO: Das hat sich in Amiens abgespielt, und du wusstest noch nicht, dass Didier dort Professor war?

ÉL: Ein paar Tage danach habe ich einen Vortrag von ihm angehört, und dieses offenkundige Verlangen nach Veränderung wurde noch stärker, als ich Didier gesehen habe. Ich habe alle Ersparnisse genommen, die ich verdient hatte, indem ich Eintrittskarten abriss und nachts in der Bäckerei arbeitete, bin in die Buchhandlung gegangen und habe mir alle Autoren geholt, die Didier Eribon zitiert: Pierre Bourdieu, Judith Butler, Hannah Arendt, Michel Foucault, Marguerite Duras, Claude Simon ... Und ich habe angefangen zu lesen. Ich verstand nichts und weinte die ganze Zeit – ich weine schnell –, aber ich sagte mir: »Das ist nicht schlimm, ich werde es später verstehen.« Und allmählich verstand ich immer besser ... Da habe ich mir gesagt: Jetzt muss ich alles ändern. Ich werde meinen Kopf ändern, meinen Vornamen, meinen Familiennamen, meine

Haarfarbe. Ich habe mich einer Unterkieferoperation unterzogen, habe die Zähne behandeln lassen ...

TO: Warum gerade ... den Unterkiefer?

FÜR MICH WAR DIES DER RAUSCH DER VERWANDLUNG.

ÉL: Weil wir, als ich ein Kind war, keine Möglichkeit hatten, zum Zahnarzt zu gehen, was die Kieferstruktur ziemlich angegriffen hat. Also musste man meinen Unterkiefer mit sehr schmerzhaften Operationen umstrukturieren. Es gibt ein Buch von Stefan Zweig, das »Rausch der Verwandlung« heißt. Für mich war dies der Rausch der Verwandlung. Bevor ich »Rückkehr nach Reims« gelesen hatte, war es mein Traum, Grundschullehrer zu werden. Für die Arbeiterklasse ist das oft der einzig mögliche Traum. Denn im Gymnasium kam ich schließlich mehr oder weniger gut zurecht. Ich ging aufs Gymnasium, obwohl die Leute in meiner Familie so etwas nicht machten. Das war in meiner Familie derart unmöglich, dass ich dachte, das ist das Ende meines Lebens. Aber nachdem ich »Rückkehr nach Reims« gelesen hatte, habe ich mir gesagt: Das ist der Anfang. Alles steht mir noch bevor.

TO: Und wie fühlst du dich jetzt noch? Bist du wie ich ein »Aufsteiger«, ein »Arrivist«?

ÉL: Es ist lustig, dass du dieses Wort benutzt. Weil ich das oft gehört habe. Das haben die Leute am Anfang über mich gesagt. Das sagen die Aufgestiegenen zu den Aufsteigenden. Diejenigen, die schon bei ihrer Geburt aufgestiegen sind. Wenn deine Eltern die »ENA« (»École Nationale d'Administration«, dt. »Nationale Verwaltungshochschule«) besucht haben und du selber die ENA besuchst, ist das normal. Aber wenn deine Mutter Putzfrau war und du die ENA besuchst, dann bist du ein »Arrivist«.

TO: Fühlst du dich wohl? Hast du dieses Leben gern? Denn jetzt lebst du das Leben eines weltberühmten Intellektuellen ...

ICH HABE MIT DEM SCHREIBEN BEGONNEN ALS RACHE AN DER BOURGEOISIE.

ÉL: Ja. »In einer Fassung von Florian Borchmeyer und Thomas Ostermeier ...« (lacht) Aber am Anfang war das anders. Ich kam nach Paris, dann bin ich in die »École Normale Supérieure« eingetreten, um Soziologie und Philosophie zu studieren. Ich habe viel mit Didier gesprochen, als ich mich auf die Aufnahmeprüfung vorbereitete. Ich dachte, das würde nicht klappen, weil nur 2 von 2000 Bewerbern durchkommen. Und dann wurde ich angenommen – und ich fühlte mich sofort fremd. Ich hatte keine Freunde in der ENS. Dort waren alle dermaßen bürgerlich ... Und ich habe mit dem Schreiben begonnen als Rache an der Bourgeoisie. Als ich mit »Das Ende von Eddy« anfang, sah ich mir die Bourgeoisie in der ENS an, und ich sagte mir: Aber die wissen gar nicht, was das Leben ist. Sie sprechen davon, aber sie haben keine Ahnung. In »Der Liebhaber« spricht Duras von den greisenhaften Kindern, die die Armut erlebt haben. Sie sagt, sie seien greisenhaft, weil sie durch die Armut eine Form des Wissens erworben haben, die den anderen fehle. Als ich in der ENS angekommen bin, fühlte ich mich wie ein greisenhaftes Kind. Ich habe mir gesagt: Ich kenne Dinge, die sie nie empfunden haben. Und damit hat auch mein letztes Buch »Wer hat meinen Vater getötet« zu tun: Sobald ich mit den Leuten dort über Politik redete – denn ich war sofort sehr politisiert und aktives Mitglied des »Nouveau Parti Anticapitaliste« (der »Neuen Antikapitalistischen Partei«) –, sagten sie: »Du bist zu heftig, du bist zu brutal, du bist zu aufgeregt.« Für sie war Politik eine Angelegenheit von Diskussionen und Ideen. Eine technische Angelegenheit und sogar eher eine des Managements. In der Klasse, zu der ich als Kind gehörte, bedeutete Politik: Leben oder Sterben. Je nach Klasse, aus der man kommt, bedeutet Politik nicht das Gleiche. Die herrschenden Klassen werden von ihrem Geld, ihrem sozialen und kulturellen Kapital geschützt. Sie sind der Politik weniger ausgesetzt.

TO: Leben oder Sterben. Darum nennst du dein Buch: »Wer hat meinen Vater getötet«?

ÉL: Ja. Ich erinnere mich sehr genau: Als ich ein Kind war, bedeutete etwas Sozialhilfe mehr oder weniger, also eine Regierungsentscheidung, mehrere Tage lang essen oder nicht essen. Und an manchen Tagen konnten wir nicht einmal ein Paket Nudeln kaufen. Gegenwärtig streicht

Macron in Frankreich fünf Euro der Sozialhilfe für die Ärmsten ... Wenn ich mit den Leuten der ENS darüber spreche, sage ich etwa: »Das sind Wahnsinnige und Mörder.« Und sie werden mir antworten, dass ich zu hitzig bin. Wenn du zur Bourgeoisie gehörst – und das kann ich heute von mir sagen –, wird dich ein Verlust von fünf Euro nicht am Essen hindern. Also habe ich mich sofort in einer Lage gefühlt, in der ich nicht die gleiche Sprache gebrauchen konnte. Ich hatte keine Freunde. Und dann habe ich mit dem Schreiben angefangen, um meine eigene Sprache zu entwickeln.

TO: Woher kommt dein literarischer Stil? Er ist zugleich ein sehr direkter, sehr radikaler Stil in gesprochener Sprache. Und »Im Herzen der Gewalt« zeigt gleichzeitig, dass es ein sehr sorgfältig gestalteter Text ist. Als du »Im Herzen der Gewalt« geschrieben hast, wusstest du da schon, wie du die Erzählung aufbauen wolltest?

ÉL: Nein, das ist beim Schreiben gekommen. Ich stelle mir nie direkt die Frage nach dem Stil, sondern frage mich, wie ich vorgehen soll, um so wahr wie möglich zu sein. Die literarische Form setzt sich eher ausgehend von diesem Wahrheitswillen durch. Darum ist die Schreibtechnik bei meinen drei Büchern sehr unterschiedlich, mit sich überlagernden Stimmen bei »Im Herzen der Gewalt« und einem viel narrativeren Gestus bei »Das Ende von Eddy«; und wenn ich in »Wer hat meinen Vater getötet« über das Leben meines Vaters spreche, den ich sehr wenig gekannt habe, schreibe ich in Fragmenten, weil das, was ich von meinem Vater weiß, fragmentarisch ist. Für jedes Problem muss man eine andere literarische Form finden.

TO: Hast du Idole in der Literatur?

ÉL: Ja. Ich habe Idole. Toni Morrison. Anne Carson. Swetlana Alexijewitsch. Claudia Rankine. Sie alle sind meine großen, sehr großen Idole.

TO: Anne Carson ... Schreibst du auch Gedichte?

ÉL: Nein. Aber für »Wer hat meinen Vater getötet« habe ich zum Beispiel, um den provokativen und radikalen Ton des Buches zu erreichen, viele Gedichte gelesen und ich habe viel gestrichen, weil ich versuchen wollte, zu einer möglichst dichten

und eindringlichen Form zu gelangen. Und ich kann nicht schreiben, ohne zu bewundern. Ich bewundere viele Leute, dazu gehört auch ihr von der Schaubühne. Außerdem die Schriftsteller, die ich nenne, oder Leute wie Terrence Malick, wie Xavier Dolan. Bewunderung, das heißt ein Moment, in dem sich mir so viel Kraft und Schönheit offenbart, dass ich mir sage, ich muss etwas ebenso Starkes, etwas ebenso Schönes schaffen. Ich bewundere Leute auf wirklich liebevolle Art. Manchmal habe ich Angst, es den Leuten zu sagen, dann habe ich Angst, dass sie mich für einen Wahnsinnigen halten. Wenn ich jemandem gegenüberstehe, den ich liebe, äußere ich es dann zu intensiv, aber gerade, weil es wahr ist. Zum Beispiel kann ich es nicht ertragen, die geringste Kritik an Marguerite Duras zu hören. Ich liebe sie grenzenlos. Von Marguerite nimmt man alles oder nichts. Meine Idole sind Leute, die nicht nur gute Bücher geschrieben haben, sondern die auch auf noch radikalere Weise ein Bild, eine neue Definition dessen erfunden haben, was »Gestaltung« bedeutet.

TO: Also eine neue Form?

ES GIBT IMMER NOCH LEUTE IN FRANKREICH, FÜR DIE ES NICHT »LITERARISCH« IST, WENN DU NICHT WIE PROUST ODER GENET SCHREIBST.

ÉL: Ja, eine neue Form. Was Annie Ernaux getan hat und was mich sehr inspiriert, ist ein wenig wie die Revolution der Malerei in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, als Leute wie Rothko und Soulages damit begonnen haben, monochrom zu malen. Malerei bedeutete vorher, große, sehr durchgestaltete Bilder zu schaffen. Sie aber haben gesagt: Wir wollen nicht die besten Schüler sein, wir wollen neu erfinden, was »Gestalten« eigentlich bedeutet. Ich würde sagen, dass Annie Ernaux so etwas erreicht hat. Und heute heißt das, dass man in einem literarischen Text die unmittelbarsten politischen Dinge anspricht: die Regierungen, die sozialen Bewegungen. Dadurch, dass ich meine Biografie in den Mittelpunkt stelle, versuche ich, neu zu entdecken, was »Gestaltung« bedeutet. Denn es gibt ja immer noch Leute in Frankreich, für die es nicht »literarisch« ist, wenn du nicht wie Proust oder Genet schreibst. Als sollte »Gestaltung« bedeuten: Da hast du ein Vorbild, und nun versuche, dem möglichst nahe zu kommen. Aber ich könnte über meine Mutter nicht

im Stile Prousts schreiben. Eine solcher Schreibstil würde es unmöglich machen, über diese Realität zu sprechen, denn für eine neue Realität braucht es eine andere Sprache. Die Realität ist mit einer Sprache verbunden, und wir müssen eine Sprache neu erfinden, um von den Menschen zu sprechen, von denen man zuvor nicht gesprochen hat.

*Aus dem Französischen von
Ulrich Kunzmann*